

Bernhard Waldenfels Grenzen der Normalisierung

**Studien zur Phänomenologie
des Fremden 2**

**Erweiterte Ausgabe
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1351

Wie ist ein Umgang mit wissenschaftlichen Modellen möglich, der die Fremdheit der Phänomene achtet? Wodurch wird die kulturelle Dynamik vor dem Leerlauf bloßer Selbsterhaltung bewahrt? Wie sieht eine medizinische Praxis aus, in der Krankheit nicht bloß als ein zu behandelndes Defizit begriffen wird? Was bedeuten Natürlichkeit, Normalität und Wirklichkeit angesichts von Telepräsenz und Virtualisierung? Bernhard Waldenfels erkundet in diesem um vier Studien erweiterten zweiten Band seiner *Studien zur Phänomenologie des Fremden* die Unruhe, die aus den Spannungen zwischen Normalität und Anomalität erwächst.

Bernhard Waldenfels ist Professor emer. für Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum.

Bernhard Waldenfels
Grenzen der Normalisierung

Studien zur Phänomenologie
des Fremden 2

Erweiterte Ausgabe

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1351

Erste Auflage 1998

© dieser erweiterten Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-28951-8

2 3 4 5 6 7 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Vorwort. Das Normale und das Anomale	9
Vorwort zur zweiten Auflage	18
1. Phänomenologie unter eidetischen, transzendentalen und strukturalen Gesichtspunkten	19
1. Gesichtspunkte der Forschung	19
2. Gesichtspunkte der Theorie	20
3. Gesichtspunkte der Erfahrung	21
4. Verleugnete Erfahrung	24
5. Eidetische und transzendente Reduktion	29
6. Phänomenologie als Archäologie und Teleologie	32
7. Verschwisterung von transzendentaler Phänomenologie und Psychologie	33
8. Von der eidetischen zur strukturalen Reduktion	35
9. Zweideutigkeiten der strukturalen Phänomenologie	38
10. Verfremdung der Phänomene	41
2. Zwischen Fundamentalismus und Funktionalismus. Phänomenologie im kritischen Austausch mit den Human- und Sozialwissenschaften	46
1. Fundament und Funktion als Orientierungsschemata	47
2. Sachbezug und Zugangsweise	48
3. Einbindung des Wie in eine Gesamtordnung	50
4. Lockerung des Wie unter dem Druck der Kontingenz	52
5. Anbindung des Wie an eine Grundordnung	53
6. Mittlerer Bereich variabler Ordnungen	54
7. Das Spiel der Selbstverdoppelungen	56
8. Freisetzung des Wie	58
9. Spontane Philosophie an den Schwellen der Normalität	63
3. Antwortlogik statt Entwicklungslogik. Zur Frage nach Krise und Dynamik in der Kultur	67
1. Krisen-Tableau	67
2. Husserls ›Krisis‹ als Exempel	69
3. Gefährdete Ordnung	72

4. Entwicklungskrisen	73
5. Stolpernde Logik	78
4. Symbolische, kreative und responsive Aspekte des Handelns	82
1. Symbolische Handlungsformen	83
2. Produktives und reproduktives Handeln	87
3. Fremde Handlungsimpulse	90
5. Response und Responsivität in der Psychologie	95
1. Vom Behaviorismus zum Kognitivismus	95
2. Normalisierung statt Konditionierung	100
3. Aufforderungscharaktere und Antwortverhalten	103
4. Antwortdimensionen	106
6. Der Kranke als Fremder. Therapie zwischen Normalität und Responsivität	112
1. Therapie als Herstellung oder Wiederherstellung einer Ordnung	113
2. Gesprächsorientierung als therapeutisches Korrektiv ...	117
3. Möglichkeiten und Grenzen der Gesprächspsycho- therapie: Zentrierung und Dezentrierung – Wortsprache und Körpersprache – Aktualität und Geschichte – Humanitätspathos und Berufsethos	122
4. Normalität und Fremdheit	131
5. Krankheit als mangelnde leibliche Responsivität	135
6. Fälle gestörter Responsivität: Verbale Halluzinationen – Aphonie – Phantomglied	138
7. Responsive Therapie	142
7. Die Fremdheit des Eros	145
1. Topik des Eros	146
2. Entzauberung des Eros	153
3. Eros als Zwischenwesen	157
8. Fremdheit des anderen Geschlechts	162
1. Grammatik der Geschlechter	163
2. Bestimmung des anderen Geschlechts: Besonderheit und Allgemeinheit	168

3. Unzugänglichkeit des fremden Geschlechts: Eigenheit und Fremdheit	172
4. Polymorphismus des Geschlechtsleibes	175
5. Natürliches und künstliches Geschlecht	180
9. Ein menschlicher Traum für Wachende. Zur Natürlichkeit und Künstlichkeit der Erfahrung	190
1. Künstlichkeit im Schatten der Natürlichkeit: Physis als Maß	191
2. Schwindende Differenz von Natürlichkeit und Künstlichkeit: Poiesis und Autopoiesis	195
3. Jenseits von Natürlichkeit und Künstlichkeit: Hautokinese und Heterokinese	199
10. Experimente mit der Wirklichkeit. Herausforderung der Phänomenologie durch Phänomenotechnik	207
1. Wirklichkeitserfahrung und Wirklichkeitssprache: Wirklichkeit als Implikat – Wirklichkeitsglaube – Erfahrungszusammenhänge – Erfahrungsrelief – Normalisierungsfiler	209
2. Wirklichkeitsexperimente	217
3. Anomalisierungseffekte: Kontextstörung – Desituierung – Fernerfahrung – Virtualisierung	220
4. Grenzen des Könnens: Störungen und Katastrophen – Können Computer antworten?	236
II. Menschliches Leben zwischen Therapie und Technik	243
1. Biologie und Medizin	244
2. Biotechnik im modernen Sinne	246
3. Phänomenologie des leiblichen Selbst	249
4. Therapeutische und technische Einstellung	252
5. Biotechnische Perspektiven	254
6. Das umstrittene Selbst	256
12. Politik an den Grenzen der Normalität	261
1. Stiftung von Ordnung	262
2. Normalismus und Extremismus	264
3. Politisches und Apolitisches	267

13. Dienstverpflichtetes Denken?	271
1. Wortgefechte	271
2. Denkeinsätze	276
3. Ort und Rolle des Engagements	279
4. Direktes und gebrochenes Engagement	282
14. Universität als Grenzort	289
1. Ortsbestimmung	290
2. Forschung im Sog der Nutzenanwendung	292
3. Interne Forschungsverwaltung	297
4. Lehre im Sog der Ausbildung	300
Literatur	304
Namenregister	316
Sachregister	321
Nachweise	329

Vorwort

Das Normale und das Anomale

Es gibt eine besondere Weise, mit dem Fremden fertig zu werden, die sich Normalisierung nennt. Was sich dem normalen Gang der Dinge einordnet, verliert den Charakter des Außergewöhnlichen. Daß die Normalisierung zu den vorzüglichen Bewältigungs- und Beruhigungsstrategien gehört, mit denen man dem Fremden zu Leibe rückt, besagt nicht, daß das Fremde kurzerhand mit dem Anomalen zusammenfällt. Wohl aber besagt es, daß Fremdes und Anomales sich vielfach berühren und durchdringen. Trifft dies zu, so ist anzunehmen, daß die Grenzen der Normalisierung jene ›Orte‹ umschreiben, an denen das Fremde sich in seiner Ortlosigkeit und Unzugänglichkeit ankündigt.

Doch was haben wir unter Normalität, Anomalie und Normalisierung zu verstehen? Dem Wortsinn nach gilt als ›normal‹, was der jeweiligen Norm, wörtlich: dem Winkelmaß oder der Richtschnur (*norma*) entspricht.¹ Das Gegenteil bezeichnet man als ›abnormal‹, also als etwas, das vom Richtmaß abweicht, man bezeichnet es als ›anomal‹, wörtlich: was ungleichmäßig, uneben, nicht glatt (gr.: ἄν-ῶμαλος) ist, oder man verschmilzt lateinischen und griechischen Wortstamm zu der Bezeichnung ›anormal‹. Mit diesen Worterklärungen ist über Beschaffenheit, Herkunft, Zuständigkeitsbereich und Berechtigung von Normen allerdings noch nichts gesagt.

Diesen weitgespannten Fragen werden wir uns nähern, indem wir an Überlegungen des Epistemologen und Medizinhistorikers Georges Canguilhem anknüpfen. Bei der Erörterung der Wort- und Begriffsgeschichte macht dieser darauf aufmerksam, daß der Normalität und ihrem Gegenpart eine besondere Zweideutigkeit anhaftet (1974, S. 81, 86 f.). Für uns alle, die wir durch die Denkweise der europäischen Moderne geprägt sind, stellt sich vorweg die Frage: Gehört der Gegensatz von Normalem und Anomalem dem Bereich des *präskriptiven* oder dem des *deskriptiven* Sprachge-

1 Im Griechischen wäre an das Richtscheit (κανόν) zu denken, dessen sich die Bauleute bedienen (vgl. *Philebos* 56 b). Zur Wort- und Begriffsgeschichte vgl. den Artikel »Normal, Normalität« im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*.

brauchs an? Zeigt die Norm an, was *zumeist* (ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ)², was in der Regel geschieht und also unseren gewöhnlichen Erwartungen entspricht, oder setzt sie das fest, was *rechtmäßig* zu geschehen hat und was rechtmäßig bleibt, auch wenn das entsprechende Verhalten hinter den Erwartungen zurückbleibt? Hinter dieser Alternativfrage steht der nahezu sakrosankt gewordene Gegensatz von Sein und Sollen, von Natur und Freiheit, von Regelmäßigkeit und Regelbefolgung, oder wie immer man diesen Gegensatz artikulieren mag. Dieser Gegensatz macht vor der menschlichen Existenz nicht halt; der Freiheit steht nicht nur die Natur außer uns, sondern auch eine Natur in uns entgegen. Dies hat zur Folge, daß im menschlichen und zwischenmenschlichen Bereich normative Handlungsvorschriften bloßen Verhaltensgewohnheiten und funktionalen Regelungen gegenüberreten. Gewohnheiten, in denen die Freiheit zur Natur zurückkehrt, verdichten sich zu einer zweiten Natur, der wir auf die Dauer ähnlich ausgeliefert sind wie der ersten. Funktionale Regelungen beruhen auf Sollwerten, doch bleibt deren imperativischer Charakter hypothetisch, gebunden an die Zielvorgaben eines natürlichen oder künstlichen Programms, das sich gleichzeitig in Form eines Engramms materialisiert; was funktional vorgeschrieben ist, ist eingeschrieben in die zu regelnde Sache. Der Gegensatz zwischen präskriptiven Regeln, denen man folgt, und deskriptiven Regeln, denen ein Verhalten oder ein funktionaler Ablauf unterliegt, endet schließlich bei der Zweifelt von *Normativität* und *Normalität*. Die erste Instanz antwortet auf Rechtsfragen, die sich für Teilnehmer einer bestimmten Lebensform oder für Mitglieder einer bestimmten Institution stellen, während die zweite Instanz auf bloße Tatsachenfragen eingeht. Dies schließt nicht aus, daß Rechtsverhältnisse ihrerseits aus der Beobachterperspektive *als Tatsachen* betrachtet werden.

Die folgenden Untersuchungen bemühen sich um den Nachweis, daß es gute Gründe gibt, die besagte Grenzziehung zu revidieren und die Reichweite der erwähnten Unterscheidung deutlich einzuschränken. Gehen wir von einer ›leibhaftigen Vernunft‹ aus, die nicht bloß Erfahrungen ermöglicht und entsprechende Geltungsansprüche erhebt, sondern vorweg in der leiblich-sinnlichen Erfahrung am Werk ist, so stoßen wir, mit Husserl zu reden, auf eine ›Orthologie‹, die in der Form von Orthoästhesie, Orthokinese,
 2 Vgl. *Nik. Ethik*, I, 1, 1094 b 21 u. ö.

Körperschema, Körperrhythmus und Körperdisziplin unser Verhalten durch und durch prägt. *Als leibliche Wesen sind wir mehr als das, was wir aus eigener Kraft und eigener Absicht zustande bringen.* Bei der Inszenierung von Rede und Handlung spielt anderes und spielen andere mit. Worte sind stets auch Fremdworte, Handlungen sind stets auch Fremdhandlungen. Wenn wir vereint mit Autoren wie Husserl, Schütz, Goldstein, Canguilhem, Merleau-Ponty und Foucault eine Normalisierung »von unten« ins Auge fassen, so geht es nicht etwa um eine arbeitsteilige Ergänzung oder Erweiterung der Normalitätssphäre. Es geht ebensowenig um eine Bekämpfung der Normalität, auf die jeder angewiesen ist, der nur ein Wort in den Mund nimmt, und die jeder Zugfahrer, der auf Anschlüsse wartet, und jeder Patient, der sich medizinischen Apparaturen ausliefert, zu schätzen weiß. Es geht einzig und allein um die Voraussetzungen, Folgen und Grenzen der Normalität, um eine entsprechende Gewichtung des Normalisierungsgeschehens.

Die Normalisierung läßt eine schwächere, auch harmlosere und eine stärkere, durchgreifendere Variante zu. Die schwächere Normalisierungsvariante besagt, daß Verhältnisse und Verhaltensweisen geltenden Normen *angepaßt* oder *unterworfen* werden und daß umgekehrt die Verhältnisse sich den Normen *fügen*, ihnen zumindest nicht nachhaltig widersprechen. Die interne Geltungskraft der Normen bliebe von deren Durchsetzung unberührt. Normen würden »geltend gemacht«, sie würden nicht gültig gemacht. Normen dieser Art werden unterstellt, nicht hergestellt. Die Normativität bedient sich zwar der Normalität institutioneller Regelungen; doch diese Normalität wäre selbst wiederum normativ verankert, so daß die Normalität der Normativität keinen Abbruch tut. Normalität hätte die Form einer entlehnten oder delegierten Vernunft, die sich im Rahmen der Normativität bewegt. Die stärkere Gegenvariante würde dagegen besagen, daß die Normalisierung auf gewisse Weise *hervorbringt*, was sie normalisiert. In der Genealogie von Normen wird der Gegensatz von Faktizität und Geltung unterlaufen. Für Merleau-Ponty beginnt diese Genealogie schon auf der Ebene der sinnlichen Gestaltbildung. Die Gestalt, so heißt es in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* (1945, S. 74, dt. S. 85), »ist nicht Bedingung der Möglichkeit der Welt, sondern Erscheinen der Welt selbst, nicht Erfüllung, sondern Entstehung einer Norm«. Diese Art der Normalisierung begnügt sich nicht damit, die Erfahrung ei-

nem bloßen Gesetz zu unterwerfen, sie greift in die Erfahrung ein, sie verändert die Erfahrungsstrukturen; als eine »Normalisierungsmacht« schließt sie Momente des Politischen und Technischen und damit auch Momente des Gewaltvollen ein. Normen gebieten nicht nur, sie funktionieren.³ Wie Canguilhem in seiner Schrift *Das Normale und das Pathologische* feststellt, ist der Begriff des Normalen nicht ein statischer und friedlicher, sondern ein dynamischer und polemischer Begriff. »Eine Norm, ein Richtmaß dient dazu, geradezumachen, zu richten und wieder aufzurichten. Normieren und normalisieren, das bedeutet: einem Daseienden, Gegebenen eine Forderung aufzwingen, von der aus sich Vielfalt und Disparatheit dieses Gegebenen als ein nicht bloß fremdes, sondern feindliches Unbestimmtes darstellen.« Und weiter heißt es: »Der Begriff des Rechten – sei's in Geometrie, Ethik oder Technik – qualifiziert das seiner Anwendung Widerstrebende als schief, krumm, schräg und linkisch.«⁴

Der Normalisierung sind allerdings Grenzen gesetzt. Würde das Normalisierte schlechthin produziert, fabriziert oder konstruiert, so gäbe es niemanden, der *sich* normalisiert und sich insofern niemals *völlig* normalisiert. Die Selbstkonstitution, die Foucault in seinen späteren Überlegungen zur Geschichte der Sexualität bedenkt, wür-

3 Vgl. dazu Foucaults Entgegensetzung von juristisch gefasstem Gesetz und funktionierender Norm sowie die Einbettung der »Normalisierungsmacht« in eine »Normalisierungsgesellschaft« (*La volonté de savoir*, 1976, S. 118, 189 f., 195, dt. S. 111, 171 f., 176).

4 Canguilhem 1974, S. 163. Der Autor weist in einer Fußnote auf bemerkenswerte Wortprägungen im Französischen hin, die alle dem Wortfeld des Normalen und des Anormalen entstammen, so etwa: *torve* (schiefl), *torturé* (gefoltert), *retors* (gezwirnt, durchtrieben), *oblique* (schiefl), *dévié* (abweichend) oder *travers* (quer, verkehrt). Im Deutschen und in anderen Sprachen ließe sich ähnliches finden. – Der Text, aus dem diese Äußerungen stammen, wurde 20 Jahre nach der These des Autors verfaßt, die 1943 erschien und den bescheidenen Titel *Essai sur quelques problèmes concernant le normal et le pathologique* trug. Der alte und der neue Text finden sich in der Buchausgabe, die wir in der deutschen Übersetzung von 1974 zitieren. Während der frühe Text, der gleichzeitig mit Merleau-Pontys Werk *La structure du comportement* (1942) entstand, ebenso wie dessen Werk in Fragen der Normen stark von Kurt Goldsteins Schrift *Der Aufbau des Organismus* (1934) angeregt wurde, zeigt der spätere Text Spuren einer Lektüre Foucaults, dessen These *Folie et déraison* (1961) maßgebend von Canguilhem gefördert wurde. Auf diese Zusammenhänge werden wir in unseren Studien wiederholt zurückkommen. Vgl. besonders Kapitel 6.

de jenen paradoxen Doppelcharakter verlieren, den sie bei Husserl noch hat und der es erlaubt, die Konstitution des Selbst zugleich als *genitivus subjectivus* und *genitivus objectivus* zu lesen. Die Normalisierung wäre dann ein Geschehen, das sich nur von außen und hinterdrein erfassen ließe, und dies *ad infinitum*; denn die Rekonstruktion der Normalität müßte konsequenterweise wieder als eine Art von Normalisierung gedacht werden. Ein *grenzenloser Normalismus*, wie ich es nennen möchte, gliche darin dem Historismus und Kulturalismus, dem er weiteres Rüstzeug liefern würde. Die Frage nach den Grenzen der Normalisierung, die inmitten des Normalisierungsgeschehens aufbricht, verbindet sich unmittelbar mit der Frage nach dem Fremden, die unsere Untersuchungen leitet. Denn die Art und Weise, wie Normales sich von Anomalem abhebt, entscheidet darüber, ob Fremdheit mehr bedeutet als etwas, das noch nicht angeeignet und noch nicht einer allgemeinen Vernunft eingemeindet wurde. Wenn es einen (Nicht-)Ort des Fremden gibt, so verbirgt er sich in dem Spalt, der Normales von Anomalem, Ordentliches von Außer-ordentlichem trennt. Daß es diesen Spalt gibt und daß er sich nie schließen wird, liegt an der *Kontingenz*, die jeglicher Ordnung anhaftet. Geht man umgekehrt von einer umfassenden oder als notwendig unterstellten Ordnung aus, so würde alles, was von ihr abweicht, der Hybris, der Sünde, der Unvernunft oder zumindest der Bedeutungslosigkeit verdächtigt. Eine solche Ordnung hätte kein Außen. Was von ihr abweicht, wäre schlicht abwegig, und Außer-ordentliches wäre von Unordentlichem oder Ungeordnetem nicht mehr zu unterscheiden. Für Fremdes, das seinen Anspruch geltend macht, indem es sich den Ordnungen entzieht, bliebe kein Platz. Doch selbst dann, wenn man die Kontingenz jeglicher Ordnung akzeptiert und Abweichungen zuläßt, die den Keim andersartiger Ordnungen in sich tragen, gerät man an einen Punkt, an dem sich abermals die Geister scheiden.

Der kritische Punkt, von dem hier die Rede ist, betrifft genau das Verhältnis von Normal- oder Regelfall und Anomalie, wobei die Anomalie als Randerscheinung, Ausnahme oder Extremfall verstanden werden kann. Wird dem Normalfall der Vorzug gegeben, so kommt es zu einer *begrenzten Form des Normalismus*.⁵ Das Normale erscheint hierbei als *Urform*, als *Kernbestand* oder als *Regelfall*.

5 Dieser ist zu unterscheiden von dem grenzenlosen Normalismus, von dem weiter oben die Rede war.

Es genießt einen eigentümlichen Vorrang, weil alle Anomalien, seien es Behinderungen, Pathologien, Absonderlichkeiten, aber auch Ironie, Fiktion oder Spiel auf den Normalfall zurückverweisen. Abweichungen, so lautet die Argumentation, setzen etwas voraus, von dem sie abweichen, sei es eine Zielbestimmung, eine normative Regelung oder einfach der funktionsgerechte Ablauf. Der Normalfall stünde also im Zentrum der Ordnung, während Abweichungen an den Rand rückt. Im Bereich der praktischen und politischen Philosophie finden wir einerseits Denker, die – wie Aristoteles, Hume oder Locke – der Normalität einer in Sitten und Institutionen verankerten Lebensform den Vorzug geben, und andere, die – wie Platon, Hobbes, Rousseau oder Kierkegaard – die Gefährdung, Bedrohung oder Pervertierung der jeweiligen Ordnung in den Vordergrund rücken. Wer will, kann diese Liste mühelos bis in die Gegenwart verlängern.

Dieser Normalismus zeigt allerdings die gleiche Zweideutigkeit und Vieldeutigkeit, die der Normalisierung als solcher anhaftet. Der Normalismus nähert sich einem *Traditionalismus*, wenn eine bestehende Ordnung sich sozusagen aus sich selbst nährt und sich an sich selbst mißt. Der Normalismus steigert sich zum *Normativismus*, wenn das Funktionieren faktischer Ordnungen selbst noch einer normativen Grundordnung unterstellt wird; dies gilt selbst dann, wenn diese Grundordnung zusammenschrumpft zu einer universalisierbaren ›Not- und Verstandesmoral‹, die im Konfliktfall einen Minimalkonsens verbürgt. Der Normalismus verflacht schließlich zu einem *Funktionalismus*, wenn das Funktionieren faktischer Ordnungen sich sozusagen tautologisch bestätigt. Eine Ordnung wäre eine Ordnung, weil und solange sie als Ordnung funktioniert. Im ersten Falle verschwindet das Fremde in der Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Tradition; im zweiten Falle reduziert es sich auf eine Variante innerhalb eines allgemeinen Spielregelsystems; im dritten Falle erscheint das Fremde als Geräusch, als programmwidriger oder auch programmfördernder *Störenfried* eines sich selbst erhaltenden Systems. De facto begegnet uns vielfach eine Mischung aus Traditionalismus, Normativismus und Funktionalismus, deren Komponenten sich je nach persönlicher oder öffentlicher Wetterlage verschieben. Dieser schillernde Charakter hängt damit zusammen, daß der Normalismus durch eine innere Unruhe heimgesucht wird. Um es in der nüchternen

Sprache von Niklas Luhmann zu sagen: Die Differenz zwischen Normalem und Anomalem ist selbst nicht normal. Jede Normalität hat ihren blinden Fleck. Die Normalisierung holt sich selbst nicht ein, auch nicht in Form einer Selbstnormalisierung, da diese immer noch von etwas abweichen müßte, das sich der Normalisierung entzieht.

Wechseln wir nun auf die andere Seite über. Wer Abweichungen, Ausnahmen und Grenzfälle als solche verteidigt, setzt sich dem Vorwurf eines *Marginalismus* oder eines *Extremismus* aus, bei dem die Dominanzen lediglich vertauscht würden.⁶ In der Tat, würde man auf grundsätzliche Weise den Rand gegen das Zentrum, die Ausnahme gegen den Regelfall, das Extrem gegen den Mittelwert starkmachen, so würde man das Anomale selbst zur Normalität erheben. Diese Umkehrung gliche der exotistischen Vorliebe für das Fremde, die sich als sublimierte Form der Aneignung erweist. Doch Umkehrung bedeutet keineswegs die einzige Art, wie wir uns der Zentrierung in Traditionalität, Normativität oder Funktionalität entziehen können. Es gibt eine Alternative, die nicht auf bloße Reaktionen und Umkehrungen hinausläuft, und sie zeigt sich im Phänomen der Abweichung selbst. Außer in den Fällen, wo die Abweichung bereits innerhalb eines Ordnungsrepertoires (sei es ein Beichtspiegel, ein militärisches Planspiel oder eine Versicherungspolice) als Abweichungsvariante verbucht ist, *gibt es das, wovon man abweicht, nur, indem man davon abweicht*. Eine genuine Abweichung beschränkt sich nicht darauf, bestehenden Normalitäten eine neue Variante hinzuzufügen, sie bildet vielmehr eine Art Hohlform. Damit entzieht sich das abweichende Sagen und Tun jener Synthese, die im Bereich des Gesagten und Getanen jederzeit möglich ist und unter bestimmten Bedingungen eine Verrechnung von Vor- und Nachteilen zuläßt. Die Abweichung geschieht, indem sie bestehende Verhältnisse unterhöhlt, in Frage stellt, verändert, und sie vollzieht sich gleichzeitig als *Selbstabweichung*, da sie ein Doppelereignis darstellt, das sich selbst gegenüber verschoben ist. Die Abweichung beginnt nicht bei sich selbst wie eine *creatio ex nihilo*, und so kommt sie auch bei sich selbst nicht zur Ruhe. Altes und Neues fungieren nicht wie zwei Brückenpfeiler, zwischen

6 Vgl. die diesbezügliche Kritik von Habermas an Adorno und Derrida (1985, S. 221). Ich komme auf diesen Disput in einem anderen Zusammenhang zurück (vgl. »Hybride Formen der Rede«, in: Vielstimmigkeit der Rede, 1999).

denen sich das abweichende Verhalten aufspannt; zwischen beiden gähnt vielmehr ein unüberbrückbarer Abgrund, da der Übergang vom Alten zum Neuen weder nach der alten noch nach der neuen Ordnung vor sich geht. Angesichts dieser Selbstabweichung bedeutet Abweichung mehr als ein bloßes *code switching*, das von einer Normalität in die nächste überwechselt oder auch, wenn es sich ergibt, in die alte Normalität zurückkehrt. Die Differenzierung zwischen Normalem und Anomalem setzt nicht zwei Beziehungsglieder miteinander in Bezug, sondern in ihr geht der Bezug Hand in Hand mit einem Entzug. Die Scheidung in Normales und Anomales, ohne welche Normalität gar nicht als solche hervorträte, setzt sich fort in Gabelungen und Verzweigungen; denn Abweichung bedeutet stets eine bestimmte Abhebung, die Möglichkeiten zurückläßt, weit entfernt von einer totalen Aufhebung. Wenn es zur Inauguration neuer Normen kommt, so fällt die Erfindung der Normen nicht selbst unter die Normen, die sie einführt, so wie die Stiftung einer Ordnung nicht selbst dem Ordnungsbestand zugehört. Hier meldet sich Fremdes als Außer-ordentliches, das weder zu integrieren noch zu steuern, noch zu eliminieren ist und somit jede Normalisierung hinter sich läßt. Fremdes, das nirgends völlig am Platz ist, widersteht jenem Normalisierungsdruck, der von bloßer Vernunft- und Selbsterhaltung ausgeht. Fremdes ist weder anschuß- noch modellfähig. Mit dem Fremden kann man weder rechnen, noch kann man darauf bauen. Jene störende Unruhe, die aus der Spannung zwischen Normalem und Anomalem erwächst, zeigt sich von alters her im Staunen, von dem sich das philosophische Denken nährt, in dem Feuerbrand, der in religiösen Riten und Texten schwelt, in der künstlerischen oder erotischen Mania, die sich erlernbaren Regeln entzieht, in der Überschwenglichkeit einer Gabe, die weder einzuklagen noch zu vergelten ist und die als unauffälliges Einsprengsel unseren Alltagsverrichtungen innewohnt. Diese Unruhe betrifft das, was sich in allem Verstehen nicht von selbst versteht. Sie ist der Sand im Getriebe, der einen allzu glatten Ablauf verhindert. Sollten sich Spuren einer solchen Unruhe nicht auch in unserer von Wissenschaft, Technik und Medien dominierten Welt ausfindig machen lassen?

Mit den Beiträgen dieses Bandes, die – soweit bereits veröffentlicht – teilweise überarbeitet und auf den Gedankengang dieses Bandes

zugeschnitten wurden, setzt sich fort, was im ersten Band dieser Studien mit der *Topographie des Fremden* begonnen hat. Was den allgemeinen Hintergrund und die Voraussetzungen dieser Problematik angeht, so verweise ich auf das Vorwort zum ersten Band.⁷ Mit der neuen Schlüsselproblematik, die um die Grenzen der Normalisierung kreist, wird die Phänomenologie des Fremden in besonderem Maße dem Normalisierungsdruck von Wissenschaft und Technik ausgesetzt. Der Gang der Untersuchungen führt dementsprechend durch verschiedene Regionen und Disziplinen. Er bezieht sich auf allgemeine Forschungspraxis und Wissenschaftskritik (Kapitel 1-2), auf Krise und Dynamik der Kultur (Kapitel 3), auf Handlungstheorie, psychologische Verhaltenslehre und medizinische Therapie (Kapitel 4-6), auf Erotik und Geschlechterdifferenz (Kapitel 7-8) und schließlich auf bestimmte Entwicklungen der neueren Technologie (Kapitel 9-10). Es stellen sich Fragen folgender Art: Wie ist ein Umgang mit wissenschaftlichen Modellen möglich, der die Fremdheit der Phänomene nicht einfachhin mißachtet? Wie läßt sich das abgenutzte Konzept der Response für eine responsive Verhaltens- und Handlungstheorie fruchtbar machen? Wie sähe eine medizinische Praxis aus, in der Krankheit nicht bloß als ein zu behebendes Defizit begriffen wird, sondern auch als andersartige Lebensmöglichkeit? Welchen Widerstand setzen Ekstase des Eros und Polymorphismus des Geschlechtsleibes einer rein funktionalen Sexual- und Fortpflanzungstechnik entgegen? Was bedeuten Natürlichkeit, Normalität und Wirklichkeit angesichts von Telepräsenz und Virtualisierung? Wo verlaufen die Grenzen zwischen Phänomenologie und Phänomenotechnik? Die Beunruhigung, die aus diesen und ähnlichen Fragen spricht, könnte Indizien liefern für ein Fremdes, das auf erfinderische Antworten, aber nicht auf eine erschöpfende Beantwortung wartet.

Bochum, Mai 1997

⁷ Zum Verhältnis von Normativität und Normalität vgl. besonders *Ordnung im Zwielicht*, 1987, S. 69-80, 221-223.

Vorwort zur zweiten Auflage

Man wird kaum behaupten können, daß die Frage nach den Grenzen der Normalisierung inzwischen an Dringlichkeit verloren hat, eher trifft das Gegenteil zu. Die Neuauflage erscheint unverändert, allerdings wurden vier Kapitel hinzugefügt, in denen weitere Probleme nachdrängen. Kapitel 11 schlägt eine Brücke zwischen den Erfordernissen einer am Patienten orientierten Therapie (Kapitel 6) und den wachsenden Angeboten der Technik (Kapitel 9-10), indem es den heiklen Nexus von Bioethik und Biotechnik in den Mittelpunkt rückt. Dahinter steht eine Verflechtung von Phänomenologie und Phänomenotechnik, wie sie in Kapitel VIII der *Bruchlinien der Erfahrung* (2002) ausführlich entfaltet wird. In Kapitel 12 wird das Problem der Normalisierung zugespitzt auf die Frage nach dem Ort und dem Nicht-Ort des Politischen. Nach so vielen Abenteuern des Modernismus und Antimodernismus scheint sich eine eigentümliche *Verfremdung der Moderne* (2001) abzuzeichnen, in der diese ihre eigenen Abgründe entdeckt. Die beiden Schlußkapitel umkreisen institutionelle Voraussetzungen der Normalität und Anomalität. Dazu gehört der Ort der Universität, der seine eigentümliche Zwischenstellung nur bewahrt, wenn er Züge eines Grenzortes behält. Für ein Denken und Forschen, ein Lehren und Lernen, das sich für Ansprüche des Fremden offenhält, anstatt sich zu akkommodieren, wäre Sokrates kein schlechter Weggefährte. Ein Topos, der jede Atopie vermissen läßt, sinkt herab zum bloßen Gemeinplatz.

München, Januar 2008

I. Phänomenologie unter eidetischen, transzendentalen und strukturalen Gesichtspunkten

Fragestellungen und Frageweisen, die sich in Theorien, Methoden, Lehrbüchern und Forschungsstätten etablieren, laufen Gefahr, sich entweder in Allerweltsbegriffen zu verflüssigen oder sich in Schulbegriffen zu verfestigen. Was man in der Denk- und Wissenschaftsgeschichte öffentlichen Erfolg nennt, kommt nicht ohne weiteres der Sache zugute; umgekehrt ist Reinheit der Lehre nicht unbedingt ein Zeichen der Fruchtbarkeit. Die von Husserl inaugurierte Phänomenologie blieb im Laufe ihrer Entwicklung von solchen Gefahren nicht verschont.

I. Gesichtspunkte der Forschung

Daß man von der Sache selbst auszugehen hat und nicht von sachfremden Vormeinungen, daß Begriffe und Methoden aus der anschaulichen Erfahrung zu entwickeln und nicht blindlings zu konstruieren sind, daß Erklärungen, Begründungen und Argumentationen auf Sachbeschreibungen angewiesen bleiben, falls sie nicht leerlaufen sollen, das sind Gesichtspunkte der Forschung, die auch heute nicht zu den schlichten Selbstverständlichkeiten zählen. Doch wäre Phänomenologie nichts weiter als eine Schule des Sehens und des Sehenlassens, ergänzt vielleicht durch eine hermeneutische Schule des Lesens, so wäre sie lediglich eine Art von methodologischem Propädeutikum und nicht, wie Husserl es sich vorstellte, eine philosophische Phänomenologie mit grundlegenden Auswirkungen bis in die Wissenschaften hinein. Sie könnte inventarisieren und beschreiben, was der Fall ist, doch die organisierenden Gesichtspunkte kämen woanders her, nicht aus der Beschreibung der Sachen selbst. Oder aber die Beschreibungskunst müßte auf ordnende Gesichtspunkte verzichten und würde – wovor schon Husserl und Scheler warnten – in der Uferlosigkeit einer Bilderbuchphänomenologie enden, der sich heute eine Lesebuchhermeneutik oder eine Lexikonanalytik an die Seite stellen ließe. Daß